

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

302 (29.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Zwischen den Jahren

Am Heiligen Abend begann es. Seit 1918 lerierte Ernst Holzer in dem Luxushotel des Berliner Westens zu den Tanzabenden der Harris Band, stellte mit unerklärlicher Sicherheit das Diner zusammen, empfahl die Weine, lauschte die Geheimnisse des Cocktails, beobachtete er unbeweglich das Gesicht, 120 Mark Monatslohn in der Tasche plus zehn Prozent Einnahmen, alle Geschäfte, geschäftlichen und gesellschaftlichen Bemühungen, die nicht weiter voneinander zu trennen waren, aber kurz: das Treiben der großen Welt genau zu beobachten. In demselben Moment, als der Schriftsteller des Weihnachtsbuches ein erdennendes Anzeichen der Weihnachtsfeier unter dem Christbaum" französischer Sekt in die kleine Küche des Weihnachtsmannes kaufte, und die Krüge, die sich über dem Stuhl bildete, errate das Gesicht der Damen, denn das bis dahin unbeachtete Kellner das Tablet mit jungen Frauen und eisigen Gesichtern auf den Boden. Der Schriftsteller über entschiedene den Zwischenfall bei den Gästen, die nicht werden und Ernst Holzer stand nach Verrechnung seines Gehaltes dem von ihm angerichteten Schaden vor der Tür, durch die der Nachbar-Schlager „Sohn ist die Welt“ ins Freie drang.

Der Platz um die Gedächtnisfeier war wie tot, die Tanzengien waren lauten veräppelte Autos, nur auf dem Wittenbergplatz hat sich vor der Gedächtnisfeier des „Volksangebers“ Menschen angeammelt. Als ein Trupp Kommunisten aus der Kleiststraße anrückte, paradierte die Schulstreife das Ueberfallkommando. Es entstand ein überaus bedrückendes Geräusch, in den anliegenden Säulenhallen wurden die Säulen heruntergelassen, Holzer, der immer noch den Chamäleon sein Blut auf das Parquet fließen ließ, schrie: „Verfluchte kommunistische Kastaus verachtet. In totem Tempo ging es um Präzisions- und ohne Arbeit kommt, ist es nicht leicht, nach Hause zu gehen. Es an das Männergölz der Obdachlosen kommt, schreit es stehen. Ich muß 40 Pfennige zahlen und sich legitimieren, dann wird er gehen und keine Kleidung besitzen. Im Gemeindefestraum ist die Luft die meisten sind wütend und wütend. Das wütende Sprüche verboten sind, hält ein etwas benageltes aussehender Freier eine Rede ausgenutzt der beiführenden Neger in Kamerun. Der nächster unterdrückt ihn. „Der Staat kann nicht mehr geben als er kann.“ sagt einer und rollt sich im überwürmten Schlafsaal in den Decken. — „Ja, Suppe und trockenes Brot!“ — „Dann hütet die Neger im Reichstag nicht gegen den Abbau der hohen Pensionen kommen sollen!“ — „Damit Eure diesen Generale sich fast freisetzen!“ — „Auf die Republik schimpfen, aber 200000 Mark Pension nehmen.“ — „Recht!“ — Das Licht wird gelöscht.

Am Morgen um 6 Uhr werden sie auf die Straße geschickt. Holzer verlegt. Morgen wird er fernbleiben und nach einer Stelle suchen. Die nächsten ist vorbei, niemand wird ihn brauchen, er weiß, kommt er zum Sommer in einem Gartenlokal als Ausbilder unter. Jetzt könnte er in eine Warmballe gehen. Aber sie werden um neun Uhr geöffnet. Wie er durch menschenleere Straßen wandert, sieht er jemanden Jettel an die Häuser fliehen. Holzer geht hinein, der andere blinzelt ihn an und hebt weiter. „Als es

neulich hieß, Vermögen über eine halbe Million extra zu besteuern, haben sie das hier an?“ — „Nur, zu ichs nicht, tuis ein anderer!“ — „Und die Nazis zahlen! Sehen Sie.“ er deutet sich zu Holzers Ohr, „neulich, als Hitler bei den Generaldirektoren der Schiffahrtsgesellschaften louperte, sagte er, Briebeigentum und Kapitalismus seien sehr schön, nur die Juden dürften keine haben. Hinter den Nazis steht die Pinfente, die Industrie, da können Sie noch Ihr Geschäft machen!“

Mittlerweile waren die beiden vor einer Kneipe angekommen, einem „Berkehrlokal“ der NSDAP. Drinnen herrschte Tumult. Die SA-Leute, lauter grüne Burden, hatten noch keine Weihnachtsfeier bekommen und drohten mit Streik. Gerade heute sollte ein Kommando abkommandiert werden, um in einem Theater nationaler Entzückung zu markieren, der festsitzende Anlauf von Stinkbomben und weißen Mäuten war bereits vollzogen, während ein zweites unauffällig auf den Straßen gegen die Sozialdemokratie und für das „Dritte Reich“ propagieren sollte. Aber ohne Beschlusung ging das nicht. Da schymam der SA-Führer auf Holzer. „H.S.“ sagt er, „wir haben den Schandfilm „Im Westen nichts Neues“ zum Schweigen gebracht, weil in seiner schamlosen Enthüllung der Kriegsgreuel eine Beschimpfung des deutschen Wehrgeistes liegt.“ — „Weil Eugenberas Usa die Konkurrenz tot machen wollte?“ rief ein Unzufriedener dazwischen. — „H.S., wir wollen nicht nur die Brechung der Zinsnechtigkeit.“ Ein S.A. stand auf: „Uns brauchen Sie doch nichts vorzumachen mit Brechung der Zinsnechtigkeit und so, Frid hat im Reichsrat für Erhöhung des Zinsfußes gestimmt, wir wollen besser bezahlt werden — sonst nichts.“ Nach einem Telefongespräch mit Goebbels, dessen Inhalt nicht verlautbar wurde, brach man besserer Stimmung auf und Holzer, den der Zettelführer als Freund einführte, schloß sich an. In der Beulestraße stehen sie mit Kommunisten zusammen. Niemand weiß, wer zuerst geschossen hat. Als die Polizei anrückte, fand sie außer Wessern, Schlagringen und Zerknirschungen achtzehn Verletzte vor. Auch Holzer wurde ins Virchow-Krankenhaus transportiert. Er lag lange ohne Bewußtsein.

Inmitten von Fieberträumen und Wirklichkeit teilte sich der Vorgang vor seinem geistigen Auge, und er erkannte: Zwischen den Jahren, zwischen den Zeiten steht Deutschland, steht der Arbeiter, steht der Arbeiter, denn wir sind Deutschland, mandmal wissen wir nicht wohnen, denn die Märchen sind sich von den künftigen Paradiesen, warum ist es so schwer, seine Gegenwart zu verstehen. . . da unterdrück ihm die Krankenpfleger, die die Kommode erneuerte. S. E.

Gruppendünkel und Nationalstolz

Entnommen der empfehlenswerten Zeitschrift „Aranea“, Probehefte stellt der Verlag in Jena gern zur Verfügung.

Das bis zur unduldbaren Ueberheblichkeit aufgeblühte Nationalgefühl der modernen Völker hat unerkennbare Ähnlichkeit mit dem Gruppendünkel der primitiven Stämme und ihrer unmittelbaren Nachfolger in den Anfängen der Kulturgeschichte. Bekannt und fast verächtlich sind jene Stellen der Bibel, in denen die Juden als das auserwählte Volk Gottes bezeichnet werden. Der Stammesdünkel ist indessen durchaus nicht nur das charakteristische Merkmal des jüdischen Volkes oder von ihm zuerst auf die Völker der abendländischen Welt übertragen worden. Hohe Selbstachtung scheint Gemeingut der meisten Völker zu sein. Den besten Beleg dafür bieten die Namen, die die Völker sich selbst und ihren unmittelbaren Nachbarn geben. Bei den Primitiven kommt dies dadurch zum Ausdruck, daß man die Bezeichnung „Menschen“ lediglich dem eigenen Stamm vorbehält. So ist es bei den Eskimos, den Mandanindianern und den Dogonen auf der Sahelinsel Feuerland. Den gleichen Sinn haben die Selbstbezeichnungen zahlreicher nordostasiatischer Völker. Selbst die so kulturreichen Bewohner der Anden haben die Bezeichnung „Menschen“ (ceca) nur für ihre Stammesmitglieder reserviert. Auch das von Geomansprache entnommene Wort „kanaker“ als Generalbezeichnung für die Südseevölker war zuerst nur eine Stammesbezeichnung für die Bewohner der Sandwicheinseln und bedeutete somit wie Menschen. Umgekehrt haben bereits die alten Griechen und Römer ihre Nachbarn als „Barbaren“ bezeichnet. Das griechische

Wort „barbaroi“ ist ursprünglich nur eine Bezeichnung für das Stammes- und Murren, das die selbstgefälligen Griechen in den Sprachen der fremden Völker hören wollten. Auch im Fernen Osten war diese Form der Selbsthochachtung nicht unbekannt. Die Japaner nennen die stammesfremden Aino auf den nördlichen Inseln ihres Reiches Eschu oder Eschju, und dieses Wort bedeutet nichts anderes als Barbaren. Sene wiederum nennen sich „Aino“, weil sie nach ihrer Ansicht allein „Menschen“ sind. S. E.

Theater und Musik Badisches Landestheater

Neu einstudiert: Die schöne Helena

Draußen im Operetten-Theater hat man den Karlshörnern im vergangenen Sommer die „Schöne Helena“ in großer Aufmachung mit dieser Unternehmung des Hoftheaters vorgeführt und nun hat auch das Landestheater auf den zweiten Feiertag uns als Festgabe in neuer Einstudierung dieses fäktliche Werkes auf den Weihnachtstag gelegt. Es ist wirklich sehr sauber herausgenutzt worden. Vielleicht ist der Rahmen einer Staatsoperbühne für die Verwirklichung, die der klassische Stoff sich von dem geistreich-wichtigen Offenbach hat gefallen lassen müssen, zu groß, er stimmt in seinen wichtigen Ausmaßen zu ernst, es kann sich in ihm nicht das Mikroskop auswirken, das den Hintergrund für diese Art „komische Oper“, wie sie der Zettel bezeichnet, abgeben muß. Unsere Künstler waren in bester Laune. Sie haben sich wie schon so oft auch in diesen anders gearteten Rollen ausgezeichnete Leistungen erbracht. Und doch: sie kamen auf hohem Rotturn, sie kamen immer wieder in das Jahrwasser der großen Oper — mit wenigen Ausnahmen. Zu diesen Ausnahmen gehört der Brandische Menelaus. Nur ganz fäktliche Freunde werden ihm den Rat geben, sich als Heldentenor ausbilden zu lassen. Sein Menelaus war ein ergötlich gezeichnete Charakteristischer Typ mit unterlegter fäktlicher Gemütsfähigkeit. Daß seine Arbeiten bewiesen sich die komischen Götter und Halbgötter mit irdischem Behagen. Wilhelm Kuntzow konnte keine kraftvolle Stimme als Paris hören lassen. Die Königsfamilie: Agamemnon, seine Gemahlin Klytemnestra und ihr Stroh Orpheus (Viktor Hofbach, Hermine Burk, Ellen Winter) hatten den richtigen Schuß blauen Wutes in ihren Adern. Dreißt in seiner Mutwilligkeit ließ dabei nichts von fäktlicher Dekadenz erkennen. Die kleinen Rollen des Achilles (Frans Wauer), der beiden Klare (Robert Kiefer, Eugen Kalbach), des Philokomos (Zofel Gröbinger), des Euboulos (Horch Falke), der Wachs (Magdalene Bauer) und des Sclaven (Hermann Lindemann) trugen dank ihrer guten Besetzung zur Belebung des Abends bei. Generalmusikdirektor Krippe musizierte mit Feingefühl unter trefflicher Assistenz des Orchesters. Das an sich anspruchslose Werkchen mit seiner falschen Musik ist immer noch ein Schmuckstück in der sonst so bonal gewordenen Operettenliteratur. In siebzehn Jahre hält es sich nun schon auf dem Spielplan. Ein Bild, das unsere Väter sich ihr Urteil nicht trüben lassen von dem geistig wie fäktlich auf gleichem Niveau befindlichen Standpunkt der Nationalisten und Rassenkämpfer, sie hätten das von dem Judentenzeit Malbach-Schalen — Offenbach komponierte Werkchen sonst damals schon mit Stinkbomben, weißen Mäuten und Blindfäktigen bekämpfen müssen — so lange, bis eine Theatergenussliche Geist und wichtige Einfälle für immer von den Brethern verjagt hätte. Aber das Karlshörner Publikum scheint vom fäktlichen Erneuerungsgeist noch nicht genügend durchdrungen zu sein, um nicht an dem feingefügigen Spiel eines überlegenen Sprechers seine helle Freude zu haben. St.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schützauer
Copyright by Verlag Carl Dunder-Berlin.
(Nachdruck verboten.)

„Geben Sie!“ gebot Deter kurz.
„Saffs Maul, du miserabler mecke! Scher dich zum Teufel, du Kammerdiener!“ schrie der andere und ließ den Blick verächtlich nach Kopf bis zu den nackten Beinen über die ausgebeulte Gebeine Deters gleiten. Im nächsten Augenblicke schlug er zu Boden.
Es war eine Davidstafel. Die Knochenhaut des franken Mannes hatte die gefährdete Zwischenfächerstelle getroffen. Gottlieb lag an Boden. Doch stärker von Uebererregung und Unerwartetheit als im Kampf geschlagen. Sofort war er wieder auf den Beinen.
„Verdammt Hund“, heulte er, duckte sich und griff unter den Hornrost in die hintere Hosentasche. Ein Dolchmesser blühte auf. Deter packte einen Stuß zur Abwehr. Bregide war am offenen Fenster. „Au secours! On se tue par là! Assassin! Assassin!“ schrie es in die nächtliche Stille des Hofes hinauf.
Schwerfällig, schon völlig erschöpft, handhabte Deter den Stahl. Der Kampf konnte nur noch Sekunden dauern. Da sprang die bleigewandte Hand des Mann von hinten an. Trotz der Rot des Blutes entsetzte sie Deter voll bewußt ihre Raubtierfrase, ihre graue Entstellung. Obwohl alles blitzhaft vorüberglitt, dachte er: Sie riß den Kiefer, auf seinem Rücken lauern, die Rinderhände unter Franken in seinen Hals geschlossen, nach hinten. Er wand sich unter ihrem Gewicht. Da stieß sie mit ihren Füßen die Welle der Luft fort. Er schlug rücklings über, beugte sich unter sich. Da war Deter am Boden neben ihm. Packte die rechte Faust mit dem Messer. Der Mann kam halb auf. Sie bog den Arm um seinen Hals, zog ihn nach hinten. Sie rollten und wälzten sich auf dem Boden. Deter wurde mitgezerrt. Klammerte sich mit letzter Kraft an die Faust mit dem Messer. Der Mann brüllte auf. Bregide hatte ihn tief in die Wade gebissen. Er schnellte empor. Er beide mit sich hoch. Schüttelte Deter von seiner Hand ab wie ein Sturm ein weisses Blatt. Sob den Arm gegen Bregide. — Die Faust barst auf. Er entwich lachhaft gewandt dem auflöbenden Streiche — Polizei.
Er knüßte sich der Offizier, dem das Blut von der Wange abfließte, sich abführten.

Sie geleitete den schweratmenden, gedrohenen, vor Entkräftung Schlotternden zurück zu seinem Bette.
„Entschuldige“, bat sie schüchtern. Ihre Brust arbeitete, an ihren Lippen lebte das Blut des Mannes. „Ich sehe mir sonst meine Leute sehr genau an. Im „Jad“ war er ganz friedlich, wohl ein fäktliches anesheitert. Solch ein verfluchter bougre de porc!“
„Dah mich“, wehrte er angewidert. „Ich bin sehr müde.“
„Nach do-do, mein tapferer gosse!“ Sie mummelte ihm mütherlich in die Dedo. „Das war ein Spaß, wie du ihn hinemächt hast. Sapristi.“
Am nächsten Morgen wurde er in den aufgähtenden Gesprächen und Gerüchten der Gasse der Xenos, der furchtsige Verleibner der bedrohten Frauen gegen ihre Verwalter, der Ritter ohne Furcht und Tadel des Quartiers Kiefer. Der Prophet war vom Himmel zur Erde niedergestiegen als der tapferste und treueste aller Mecces.
Der Held des Tages aber lag zerschunden, fäktlich zermürbt in seinem Bette über der Pharmacie de la Mairie. Was sollte jetzt werden? Seine leichtfertige Unvorsichtigkeit von einst hatte die lange Krankheit aus seinem Gemüte fortgeblasen. Bis heute Nacht hatte er geglaubt, seine Kräfte seien zurückgekehrt, er fände sich auf dem Wege der Genesung; noch wenige Tage, dann könne er sich ins Leben hinausstrauen, wieder Mann und Mensch werden, irgend eine Arbeit finden.
Jetzt hatte er erkannt, daß er ein lebensunfähiger Krüppel, ein hilfloser Anwalde geworden war. Die geringfügige Mühsregung und Anspannung der Muskeln hatte ihn sofort blühlos niedergestreckt. Was sollte aus ihm werden? Hier konnte er nicht länger bleiben. Der Güte Bregides zur Last fallen.
Und dann: Bregide hatte sich in seinen Augen gemandelt. Bisher hatte er wohl gewußt, wer ihn beherberge. Ihr liebes betuliches Hausfrauenwesen hatte ihn eingelullt. Ihre Klugheit, Damenhaftigkeit ihn eingewiegt. Heute Nacht hatte er eine andere Bregide gesehen.
Der Mann hatte vollkommen recht: er war der mecke einer Dirne. Vieh sich von ihr ausschalt, lebte von ihr und sprang die Rechte, die sie bedrohten, als treuer Helfer aus dem Hinterhalte an.
Als sie gegen Mittag mit dem Eisen bereitkam, in ihrem hellen roten Sommerkleidchen, sauber, den hübschen Pagenkopf garzisch erhoben, einen überzähligen Glanz auf den schmalen irischen Lippen, als wäre nichts geschehen, richtete er sich in den Kissen auf. „Bregide“, begann er sofort, „so geht es nicht weiter. Ich

meinte, ich wäre schon gesund. Bin es nicht. Ich bin ein nutzloses verfaultes Gerüst. Ich will dir nicht länger zur Last fallen.“
Sie sog noch ihrer Gewohnheit die Augen zu engen Schlitzen zusammen. „Ich verstehe“, nickte sie langsam und ihr sartes Gesicht wurde hart. „Der Wutritt heute nacht! Du hast genug von der Kofotte.“
„Nein, nein“, lag er hastig und wenig überzeugend. „Nicht das? Ich kann doch nicht in alle Ewigkeit hier liegen und mich von dir verhalten lassen.“
„Nach keine Worte“, wehrte sie herb. „Ich verstehe dich doch. Du hast keine Lust, hier zu leben.“ Er machte eine ungeduldige schuldbewusste Bewegung mit dem aufgerichteten Oberkörper. „Das ist es nicht, chérie. Ich kann deine Güte nicht länger ausbeuten.“
„Ach was! Wir wollen doch ehrlich bleiben. Lassen wir das. Aber sag mir eins: wohin willst du denn? Gehst du, die nehmen dich im Hospital wieder auf?“
„Nein“, gestand er zögernd.
„Na und? Wohin willst du?“
„Ich weiß noch nicht.“
„Also, offen gesprochen, willst du lieber auf der Straße verreden, als länger bei mir bleiben?“ Sie sagte bitter auf. „Hast recht. Hier ist eine Pestluft. Kein rechtschaffener Mann kann dort atmen.“
„Du mißverstehst mich!“ wollte er entgegenen. Doch sie hatte schon sornig das Zimmer verlassen. Das Essen ließ sie auf dem Tische zurück. Er rührte es nicht an.
Doch am Abend kam sie wieder zu ihm herein. Sie war heute nicht ins „Jad“ gegangen.
Es war eine sehr schwüle feucht-bedrückende Nacht. Er lag wach in Sorgen und bangen Fragen. Hatte kein Licht angezündet. Nur die Laterne vor dem Fenster beleuchtete dümmrig den Raum. Sie setzte sich auf das Bett und sagte lange nichts. Von der Straße drangen durch die träge stehende Luft die Laute des Sommerabends herein: abgerissene Worte der Vorübergehenden, Lachen aus den offenen Fenstern gegenüber. Im Hofen heulte die Sirene eines hereinkommenden großen Ueberseefähers.
Da er beharrlich schwieg, sprach sie endlich. „Ich will dir einen Vorschlag machen“, rana sie sich die ersten schweren Worte ab. „Du kannst mein Jagen, wenn er dir nicht paßt. Ich habe es mir den ganzen Tag überlegt. Du hast mich doch gern? Oder nicht?“
„Sehr!“ beteuerte er heftig.
(Fortsetzung folgt.)